



Manuel Chaves Nogales

JUAN BELMONTE
STIERTÖTER

*Herausgegeben
und aus dem andalusischen Spanisch
übersetzt von Frank Henseleit*

Friedenauer Presse

Juan Belmonte. Stiertöter

Juan ist noch ein schreckhafter Junge, aber wenn er an den Nachmittagen mit seinem geflickten, sauberen Lätzchen um den Hals in der Haustür erscheint – einen Schokoladentaler und eine dunkle Brotkante zum Kauen in der Faust – und dem bunten Treiben von der kühlen Warte des Hauseingangs zuschaut, spürt er die Anziehungskraft dieses Spektakels der Welt. Zögernd dort auf der Schwelle kann er sich nicht durchringen, auf den Gehweg zu springen, und als er sich nach einer Weile doch überwindet, in das Abenteuer der Straße einzutauchen, bleibt er dennoch der schüchterne Juan, der kaum seinen Kopf hebt und sich eng an die Häuserwände drückt, keinen Laut von sich gibt und mit ängstlichen Augen zur Seite schießt.

Juan ist ein klitzekleines Ding und die Straße im Vergleich dazu ein viel zu großer, polternder, rastloser Platz. Eine Straße, so groß und so rastlos wie der ganze Planet. Juan versteht nichts von der Welt, was Wahrheit ist, bestimmt seine Lust, und die trägt ihm auf, herumzuströmen; Hüter über eine Straße zu sein, ist so schwierig, wie Herrscher über die Welt zu sein. Solche Kinder, die sich nicht vor Straßen wie dieser scheuen, können an jedem beliebigen Tag die Herrschaft der Welt übernehmen. Auf der ganzen Welt findet sich nichts, was nicht in dieser Juan gehörenden Straße existiert; kein größeres Durcheinander, keine schlimmeren Feinde, keine lauerner Gefahren, als hier.

Juan lebt in einem Haus an der Calle Ancha de la Feria – das Haus mit dem Zeichen ›72‹, in welchem er zur Welt kam.

In der Calle Ancha de la Feria auf die Welt zu kommen und sich der Menschheit gegenüberzuse-

1.

**Ein Junge
in einer
Straße
in Sevilla**

hen, die gegen sie anbrandet, hat noch keinem geschadet, der soeben noch auf allen vieren kroch und die Hände in die Luft hob für die ersten Schritte ins Leben. Sich dieser Brandung mit blanker Brust entgegenzustellen ist ein wahrlich heldenhaftes Unterfangen, das für den Rest des Lebens Juans Charakter prägen und seine außerordentliche Bedeutung bewahren wird, denn unvermittelt eröffnete die Straße dem kleinen Neuankömmling eine vollkommene Synthese des Universums.

Die Sevillaner, die viel auf ihre Herkunft geben, verweisen gerne auf die Bedeutung, in der Calle Ancha de la Feria das Licht der Welt erblickt zu haben, und betonen dies bei jeder Gelegenheit. Nicht anders dürfte es geklungen haben, wenn man sich seiner attischen Herkunft rühmte oder schwor, man sei bei der Geburt von Wilden umzingelt gewesen. Was die Sevillaner aber nicht kennen – selbst wenn man es ihnen erzählte –, ist die kaum geringere Bedeutung, in einer der fünfzehn, vielleicht zwanzig – mehr gibt es nicht – vergleichbaren Straßen geboren zu werden, die nicht die Calle Ancha de la Feria sind. Solche Straßen findet man in Paris, bei Les Halles, in vier oder fünf Städten Italiens, Neapel vorweg, oder vielleicht noch in Moskau, dort, wo der Smolensker Markt liegt. Fünfzehn, höchstens zwanzig weitere auf der ganzen Welt. Auch wenn der Sevillaner das nicht wahrhaben will.

Solche privilegierten Straßen stellen das geeignete Umfeld für das Heranreifen einer bedeutenden Persönlichkeit dar und bilden das Klima, in dem ein Mann das erreicht, was ein Mann überhaupt erreichen kann. Wie durch ein Wunder prosperieren sie viele Jahrhunderte hindurch ohne erkennbare An-

zeichen einer Abnutzung; in die Jahre gekommen, zeigen sie ihr Alter nicht; das Geschehene unvergesslich vereinnahmt, pulsieren sie im fiebernden Moment einer permanenten Aktualität, die mit der Rastlosigkeit des Stundenzuges nie stillsteht; jede Generation verlangt ihnen, wie in einer Erbfolge, eine einschneidende Erneuerung ab; auf die Lehmwand des Konvents folgen die festen Mauern der Fabrik, der Sattler überlässt seinen Standort dem Teilehändler von Ford oder Citroën, in den Innenhöfen der alten Gasthäuser werden Filme vorgeführt, und auf der Pflasterstraße, wo früher die Kaleschen heranpreschten, suchen sich heute Taxis ihren Weg durch das Gewimmel. Diese unaufhörliche Evolution lässt sie aufgrund der täglichen Reibereien der Anachronismen und Widerstände chaotisch erscheinen. Kaum hat sich ein berühmtes englisches Tuchgeschäft etabliert, lässt sich ein Trödler nebenan nieder; der altertümliche Schreiber ist noch nicht ganz abgetreten, schon trachtet der öffentliche Fernsprecher nach seinem Leben; gleich neben der Hermandad del Santísimo Cristo de las Llegas liegt das Büro der marxistischen Gewerkschaft; kurz nach dem endgültigen Ruin des Grundstückmachers kommt eine Bank und will an der Stelle seines versteigerten Hauses eine Filiale hochziehen; die Eisenwarenhändler mit ihren kleinen rollenden Geschäften schimpfen über die hinderlichen Straßenbahnschienen; die Handkarren der tapfersten Marktschreier behindern mit ihrem schwerfälligen Vorankommen die Autos, die völlig zwecklos hinter ihnen hupen; die Vogelhändler richten sich an den Straßenmündungen ein und hängen die Wände mit ihren Käfigen zu; die Antiquare und Vignetten-

händler tapezieren die Gehwege mit ihren Ständen; die Tavernenbesitzer zerren ihre Marmortische und Klappstühle auf die Straße; in den Ecken stehen Gruppen arbeitsloser Landarbeiter und Maurer, die demoralisiert die ersten Sonnenstrahlen auffangen, und junge Faulenzer und Angeber trinken Kaffee mit Brandwein aus Gläsern; Buben raufen sich und führen Steine werfend ihre Bandenkriege, die Alten grummeln, die Mädchen prahlen, die Klatschweiber zanken sich, die Hunde umschleichen die Tür der Metzgerei, und das schmutzige und übel riechende Wasser fließt in Rinnsalen über die Straße. Alles dort ist pochendes, gebendes und nehmendes Leben, Sevillas Simultaneität zu Paris, zu Neapel und zu Moskau.

Die Straße ist der wahre Schmelztiegel der Welt. Was der Junge in seiner tumulthaften Welt wie intuitiv erlernt, würde einem Heranwachsenden aus den Außenbezirken oder der entlegenen, ehrwürdigen Gartenstadt, der davon träumt, einst erwachsen zu sein, unverhältnismäßig mehr Zeit kosten. Die Jungs, die in diesen Straßen aufwachsen, irren sich selten, machen sich früh ein ziemlich konkretes Bild von der Welt, wissen die Dinge einzuordnen, sind gewarnt und unerschrocken. Sie werden an der Welt nicht zerschellen.

*Der
Junge des
Eisenwaren-
händlers*

Der Erstgeborene des Eisenwarenhändlers ist ein kränkliches und auffallend hübsches Kind. Er ist in diesen Kindertagen eine einzige Schreckhaftigkeit, nichts als Ängstlichkeit, eines dieser verhätschelten Kleinkinder, die sklavisch darauf achten, dass ihnen nicht die Strümpfe runterrutschen und ihr Kinder-

anzug nicht zu sehr verschmutzt. Wenn es sich in das heldenhafte Abenteuer der Straße stürzt, erstarren seine Augen im schreckhaften Geradeausblick: »Von welcher Seite wird der Schlag kommen?«, fragt es sich verängstigt. »Welcher Wagen wird mich beim Vorbeifahren mit Schlamm einsauen? Welcher von diesen verdammten Strolchen wird mich herausfordern? Von welcher Seite kommen die wehtuenden Steine angeflogen oder der demütigende Schlammklumpen? Welcher dieser übellaunigen Hunde wird seine Zähne in meiner Wade verbeißen? Welcher von diesen argwöhnischen Pferdehändlern wird mich rüde anfassen?« Der kleine Juan fürchtet all dies und vieles mehr; er fürchtet die unwirtliche Welt, die ihn bedroht, und gleichzeitig zieht sie ihn an.

Einmal in der Woche, an den Donnerstagen, baut sich mitten auf der Fahrbahn vor dem Haus ein malerischer Markt auf, ein marokkanischer Souk würde dagegen erblassen. Die fliegenden Händler aus ganz Sevilla kommen heran und verkaufen Papier, Bücher, Steingut, altes Eisenzeug; aus den Bergen kommen die Piñoneros mit ihren geernteten Pinienkernen in die Stadt, die Gemüsebauern kommen von den Auen mit ihren Mispeln und Artischocken. An den Donnerstagen kann man auch getrocknete Kichererbsen, Sonnenblumenkerne, weiche Haselnüsse, Palmherzen, Kinderzigaretten aus Kakao und köstliche rötliche Fische und Hähne als Bonbons kaufen. Der Donnerstag ist für Juan der Tag der Straße. Um die Marktstände scharwenzeln ist für die Kinderschar das Größte. Aus dem ganzen Viertel kommen die Gossenjungen und schleichen wie die Aale zwischen all den gewieften Händlern und Käufern umher. Juan schlüpf, wann immer er

die Gelegenheit sieht, zur Tür heraus und läuft zu ihnen, fröhlich aber auch ein wenig scheu.

Juans Großvater hat in der Calle Ancha de la Feria einen kleinen Laden mit Eisenwaren, der, wenn die Zeit nicht stehen bleibt, einst seinem Vater und seinem Onkel gehören wird. Es ist ein kleines, bescheidenes Geschäft, das solide geführt wird und ein Leben in guten Verhältnissen erlaubt. Juans Mutter, die alles mit dem Stolz eines wohlhabenden Handwerksbetriebs betrachtete, gemahnt ihren Sohn, wenn sie ihm das Gesicht und die Ohren abreibt und ihm die schwarzen Wollsocken stramm über die Knie hochzieht, nicht ohne eine gewisse Eitelkeit:

»Juan, lass dich nicht mit diesen Rabauken von der Straße ein. Du wirst nichts Gescheites lernen.«

Aber Juan brennt darauf, alles zu kennen, was diese »Rabauken von der Straße« längst wissen. Er will nur wie sie sein! Wie er sie bewundert! Mit welchem Enthusiasmus er beobachtet, wie sie einen Angriff mit Steinen planen oder um die Stände mäandern, um sich eine Handvoll Pinienkerne zu stibitzen! Mit welchem blindem und heroischen Mut er ihnen auf ihren Streifzügen hinterhereilt, auch wenn für ihn, den Schüchternen und Wortkargen, weniger Gewieften, weniger Rüden am Ende nur die Tracht Prügel bleibt, die sie verdient hätten! Wie er immerzu in ihre Falle tappt! Juan kehrt von diesen Streifzügen reichlich demoliert zurück, voller Flecken, mit brummendem Schädel, mit vor Furcht pochendem Herzen, mit glühenden Augen. Wenn man ihn in der Eisenwarenhandlung antrifft, wie er neben seiner Mutter steht, der reinliche, niedliche Junge, mag sich keiner sein zweites, abenteuerliches und heldenhaftes Leben vorstellen.

»Wie wohlerzogen Ihr Sohn ist!«, schmeichelt eine Nachbarin Juans Mutter gegenüber.

»Ein Teufel ist er«, protestiert die Mutter mit übertriebener Herzlichkeit. »Niemand ahnt, welchen Kummer uns diese kleine Mücke bereitet!«

Juan erzählt, dass sein frühestes erinnertes Erlebnis Esparteros Tod gewesen sei. Er sei damals gerade etwas älter als zwei Jahre gewesen. Hat er dieses Ereignis damals wirklich mitbekommen oder meint er nach den häufigen Schilderungen aufrichtig, sich daran zu erinnern? Dieser Irrtum kommt nicht selten vor; eine – was nicht abzustreiten ist – früheste Erinnerung existiert, sie kann uns ein Ereignis wie eine Szene in Erinnerung rufen oder nur ein Streifbild, das sich lange, bevor unsere Empathie erwacht, einbrannte.

»Vier Pferde
zogen
Espartero«

Juan besteht darauf, sich an Esparteros Tod erinnern zu können und wühlt – spürbar mit seiner eigenen Biografie verstrickt – in seinen Erinnerungen:

»Ich war damals so unbedarft wie nur irgendwas. Aus dem Reich ohne Gedanken, in dem ich damals lebte, ziehe ich dieses Ereignis als authentische Erinnerung hervor. Ich stehe hoch oben auf einem Kutschbock, diese neue Erfahrung hat meine Sinne, die noch den Schlaf eines Kindes schliefen, wacherüttelt. Jemand näherte sich und sagte: ›Ein Stier hat Espartero getötet.‹ Ich wusste damals nicht, was ein Stier ist, wer Espartero war, und schon gar nicht, was der Tod ist. Aber diese Worte und vor allem ihre zerstörerische Wirkung, die Auflösung, die sie bei mir verursachten, die Verlassenheit, die Einsamkeit,

in die sie mich plötzlich rissen, prägten sich für alle Zeiten bei mir ein.«

Es fällt nicht schwer, die Szene zu rekonstruieren. An diesem Sonntagnachmittag hatte Juans Familie ein Fuhrwerk für eine geschäftliche Ausfahrt in die Vororte gemietet. Den Jungen setzen sie zum Kutscher auf den Bock. »Schau, Juan, schau doch, das Pferdchen«, sagt jemand, um seine Aufmerksamkeit zu lenken. »Hüa, Pferdchen, hüa!« Der Junge ist heiter und klatscht vor Freude in die Hände. Langsam neigt sich dieser milde und fröhliche Tag dem Ende zu. Langsam fährt die Kutsche die Calle Ancha de la Feria hinauf, und der kleine Junge sitzt immer noch mit auf dem Kutschbock, das Panorama der Welt vor seinen weit aufgerissenen blauen Augen. Beim Anzurren vor dem Hauseingang nähert sich hastig ein Freund: »Habt ihr nicht gehört?« fragt er, »ein Stier hat Espartero einen Stoß mit den Hörnern versetzt und ihn getötet.« Große Aufregung. Alle springen sogleich von der Kutsche, um Einzelheiten in Erfahrung zu bringen. Der Junge bleibt hoch oben auf dem Kutschbock alleine zurück, und wie er sich dort verlassen fühlt, formuliert er die erste Frage in seinem Leben. Was ist geschehen? »Ein Stier hat Espartero getötet.« – »Ein Stier hat Espartero getötet«, der Satz hallt nach wie ein Echo, und er versteht ihn nicht. Er weiß nur, dass sie ihn dort oben auf dem Kutschbock allein zurückgelassen haben, zusammen mit dem erschöpften Pferdchen vor ihm, das müde seinen Schwanz bewegt und hin und wieder mit seinem Hufeisen auf dem Kopfsteinpflaster kratzt. Es wird dunkel. Die erschütterten Leute stehen auf den Bürgersteigen in Grüppchen beieinander. Juans Vater hat sich einem dieser schnatternden Grüppchen

angeschlossen. Acht, vielleicht zehn Männer lesen beim Schein der Gasflamme, die der Laternenanzünder mit einem langen Stab entzündet hat, mühselig von einem Blatt ab. Auch die Frauen stehen vor den Hauseingängen zu mehreren beieinander. Und niemand erinnert sich an den Jungen, der dort, hoch oben auf dem Kutschbock, allein zurückgeblieben ist. »Ein Stier hat Espartero getötet.« Juan schaut ängstlich umher. Die ganze Straße ist seltsam traurig. Den Jungen beschleicht auf seinem Aussichtsturm das Gefühl, der Tod des Espartero müsse in der Straße geschehen sein, und ohne zu wissen warum, bekommt er es mit der Angst. Er überlegt zu weinen, und schließlich weint er. Ein Stier hat Espartero getötet!

Der erste eigene Eindruck in Juans Leben hat authentische Züge. Bestätigend und wie kostümiert wiederholt er sich bei dem pompösen Trauermarsch, mit dem Sevilla den Tod des Stierkämpfers inszeniert. Dem Trauermarsch folgten die wehklagenden *Tanguillos*, die immerzu von Neuem anstimmten:

*Vier Pferde zogen
den Wagen von Espartero ...*

Und die elegischen pasodobles:

*Manuel García, »El Espartero«,
König
der Stierkämpfer ...*

Juans Kindheitsjahre sind besessen von diesem populären Kult des heroischen Endes des Stierkämpfers. Dessen Tod ist das bedeutendste Ereignis

für den jungen Juan. Jahre später, als Juan versteht, was um ihn herum geschieht, besingen die Mädchen in kleinen Chören, die sich bei Sonnenuntergang auf den versteckten, kleinen Plätzen formieren, diesen ruhmreichen Tod.

*Die Nonnen
von Santa
Clara*

Juans Familie zog später in ein verwinkeltes Sträßlein das man über die Calle Hombre de Piedra erreicht, in die Calle Roelas. Die Außenmauer des Konvents der Heiligen Clara grenzte an die Straße, und die ganze Rasselbande des Viertels übte sich an der Kalkwand beim Klettern und hangelte sich bis an die Gitterrahmen vor den Fenstern, um die Nonnen mit ihren Pikanterien zu foppen.

*Hässlich
sind die Nonnen des Konvents
der Heiligen Clara*

Juan kletterte also mit den anderen Rabauken über die Klostermauer, um die Nonnen zu erschrecken. Eines Morgens baumelte ein Erhängter vor dieser Wand, übersät von herausgebrochenen Mauerstücken und gekrönt mit Stängeln der Mauersenf-pflanze, auch als Rauke bekannt. Jemand malte mit roter Kreide ein großes Kreuz dorthin, wo der arme Kerl mit heraushängender Zunge baumelte, und von da an war die Mauer für die Rasselbande ein sakraler und verwunschener Ort.

Juan berichtet: »Nachts traute sich niemand mehr dort vorbei, keiner von uns Jungs hatte den Mut. Ich kann bis heute beim besten Willen nicht sagen, wie viel Angst uns dieses rote Kreuz und die

Spuren an der Wand einjagten. Wenn am frühen Abend die Gebete einsetzten, spielte ich lieber auf der anderen Straßenseite, und für den Heimweg zog ich den Umweg um den Block vor. Manchmal stand ich wie mit angenagelten Füßen an der gegenüberliegenden Ecke des Konvents und stierte auf das rote Kreidekreuz, das vom müden Flackern einer Gaslampe beschienen wurde. Und wenn ich mich doch traute? Was würde mir dann zustoßen? Eines Abends traute ich mich. Mit zusammengebissenen Zähnen setzte ich einen Fuß vor den anderen, und das Herz rutschte mir in die Hose. Ich kam ihm immer näher. Ich hörte meine Schritte wie lautes Dröhnen in dieser engen und stillen Straße! Ich dachte, ich sei ein ganzer Kerl. Kein Irrtum. Leise, ohne jedes Geräusch, und mit geballten Fäusten in den Hosentaschen, die Augen auf das Kreuz gerichtet, forderte ich es heraus. Ich atmete tief durch, als ich am anderen Ende ankam. Eine überwältigende Genugtuung meines Selbstvertrauens!

Ich hatte meine erste Heldentat vollbracht. Es klingt vielleicht grotesk, aber ich war zu keinem späteren Zeitpunkt stolzer auf mich als in dieser Nacht.«

Juan wurde ein verzogener Junge. Seine Streifzüge reichten inzwischen bis auf die Promenade La Alameda, dem Treffpunkt aller Kinderbanden dieses Viertels. An einem Ende thronte ein Palais, der im Volksmund »El Recreo« hieß, zu dessen Eingang eine Rampe führte und von einer Mauer flankiert wurde, auf deren gegenüberstehenden Schlusspfosten zwei kunstvolle Sphingen aus Bronze standen,

*Die Sirenen
von Alameda*

die von den Sevillanern, aber keiner weiß, warum, die Sirenen genannt wurden. Was die Jungs an der La Alameda am meisten reizte, war, die Mauer zu bezwingen und auf ihrem Sims, das Gleichgewicht wahrend, bis zu den Sirenen zu balancieren, die in beachtlicher Höhe standen.

»Die Mutprobe«, berichtet Juan, »bestand darin, bis zu den Sirenen zu gelangen, auf ihren Rücken zu klettern und sie von hinten zu umarmen und ihre kalten und harten Brüste mit den Händen zu berühren. Einmal, als ich mit meinen kurzen Armen die bronzenen Brüste der Sirenen erreichen wollte, stürzte ich ab und schlug heftig mit dem Kopf auf. Sie brachten mich mit der blutenden Wunde ins Krankenhaus Casa de Socorro an der Plaza de San Lorenzo. Ein Arzthelfer, so aufgequollen, wie eine Madalena, saß auf der Plaza an der frischen Luft. Mit aller Seelenruhe nahm er seinen Stuhl, ließ von seiner Pfeife und seiner Zeitung und begann, mich zu verarzten.

»Das wird dir gleich sehr weh tun, Kleiner. Mal sehen, wie du dich schlägst«, sagte er in seinem natürlichen wie ernstesten Tonfall, der mich vollständig besänftigte.

Mit seinen großen und fleischigen Fingern reinigte und nähte der Hilfsarzt die Wunde, ohne dass ich nur das geringste Mucksen hören ließ. Es war das erste Mal, dass ich spürte, wie Haut aufreißt, wie Fleisch schmerzt, wie Verbandsmull und Kompresse sich anfühlen. Es war nicht unangenehm. Ich denke heute noch immer mit einem seltsamen Wohlgefallen an diese schmerzhafteste Verarztung zurück, an diesen gefühlkalten Arzthelfer und an diese besondere Zartheit des Nachmittags, die mir auffiel, als

ich das *hospital* Casa de Socorro mit dem Verband um den Kopf verließ und auf die Plaza de San Lorenzo hinaustrat.

Den Heimweg erinnere ich als schmerzlich und blamierend. Die bevorstehende Leier wuchs mir schon zu den Ohren raus:

»Dieser Junge wird jeden Tag unerzogener!«

Zur Strafe schickten sie mich auf die Schule. Ein Strafvollzug. Anders kann man dieses verwahrloste Gebäude mit seinen schimmeligen und lichtlosen Räumen, mit seinen übellaunigen Lehrern, die zu keiner menschlichen Regung fähig waren, nicht bezeichnen. Es hieß, das Schulgebäude sei während der Inquisition ein Gefängnis gewesen, und es kursierte das Gerücht, dass in den Kellern noch die Folterinstrumente aus jener Zeit lägen. Alles in allem war diese Schule ein unheilvoller Ort. Ein jeder fürchtete sich, und wenn wir durch das Schultor, das kein Sonnenstrahl je erreicht hat, hineingingen, fürchteten wir uns, als beträten wir die Höhle des Löwen. Für die Lehrer waren wir so etwas wie feindselige und zu allem bereite Bestien in ihren Käfigen. Die allgegenwärtige Rute und die diffuse Heidenangst vor den fürchterlichen Terrorpraktiken der Inquisition, die wir uns ausmalten, bewirkten, dass wir uns bereitwillig in die harten Schulbänke zwängten. Einem Lehrer gefiel es einmal, einen Schüler aus heiterem Himmel zu malträtieren. Wir warfen ihm ein Tintenfass an den Kopf und rissen aus.

Ich ging keinen Tag länger zur Schule als zwischen meinem vierten und achten Lebensjahr. Sie hatten ihre Not, mir lesen und schreiben beizubrin-

*Gefangene
Bestien*

gen, aber es hat etwas genützt. Und hier schließt meine akademische Bildung ab.

*Als meine
Mutter
starb*

Damals lebten wir im Viertel Triana, in einem Haus nahe der Calle Castilla. Dort starb meine Mutter.

Ich habe keine besondere Erinnerung an sie, nur dass sie sehr jung und sehr hübsch war. Nachdem sie gestorben war, wurde sie von Nachbarinnen gewaschen, die ihr die Zöpfe öffneten und ihre große Haarpracht auf dem Kopfkissen auffächerten. Ich erinnere mich an das sanfte Gesicht meiner Mutter an diesem Tag und an ihr schwarzes Haar, das ihr über die spitzen Schultern bis auf den eingefallenen Brustkorb reichte. Das Totenbett wurde hinter einem Fensterchen errichtet, das auf einen schmalen Korridor hinausging, durch den sich einen Vormittag lang die ganze Nachbarschaft drängte, um sie zu beweinen. Sie waren wohl sehr ergriffen von ihrem Tod: So jung, so hübsch, wie sie da lag. Um einen Blick auf meine tote Mutter zu werfen, kamen die Weiber aus jedem Winkel des Viertels herbei, sie ließen ihre Arbeit ruhen und standen mit hochgekrempeelten Ärmeln an dem Fensterchen, vor dem sie je zwei Schösslinge ablegten, ihren Tod beklagten und ihre prächtigen Haare bewunderten. Mich hatte man in eine hintere Ecke des Patios verbannt, und von dort aus sah ich, wie sie traurig hereinkamen und schluchzend fortgingen. Niemand kümmerte sich um mich. Wenn ich mich vorsichtig etwas näherte, schob mich ein Verwandter oder Nachbar sanft beiseite und sagte:

»Mach schon, Juan, geh auf die Straße und spiel ein bisschen mit den anderen.«